

MAURIZIO BETTINI

Wurzeln

Die trügerischen Mythen der Identität

Aus dem Italienischen
von Rita Seuß

Verlag Antje Kunstmann

C'est vrai qu'ils sont plaisants tous ces petits villages.
Tous ces bourgs, ces hameaux, ces lieux-dits, ces cités
Avec leurs châteaux forts, leurs églises, leurs plages.
Ils n'ont qu'un seul point faible et c'est être habités.

GEORGES BRASSENS, *La ballade des gens
qui sont nés quelque part*

Es stimmt, sie sind hübsch, alle diese Dörfchen.
All diese Marktflecken, Weiler, Gemeinden und Städte
Mit ihren Burgen, ihren Kirchen, ihren Stränden.
Sie haben nur einen Schwachpunkt: sie sind bewohnt.

GEORGES BRASSENS, *Ballade von den Leuten,
die irgendwo geboren sind*

Inhalt

Prolog: Die Rückkehr der Tradition	9
Teil I: Gegen die Wurzeln	15
1 Wurzeln und Identität	17
2 Wie man mit Metaphern Autorität konstruiert	26
3 Autorität, die »von oben kommt«	33
4 Die horizontale Tradition	39
5 Tradition wird vermittelt	45
6 Rekonstruktion von Erinnerung	51
7 Wie Traditionen entstehen:	
das mythologische Paradigma	55
8 Die tragischen Paradoxien der Tradition	63
9 Traditionen wählen	68
10 Erinnern, um zu vergessen: der Tourismus	73
Teil II: Neue Fragen zu den Wurzeln	77
11 Heimat: Kebab und Kichererbsenfladen	79
12 Anthropologie und Nostalgie	81
13 Kulturelle Wurzeln	90
14 Ursprung und Reinheit	96

15 Museale Wurzeln	100
16 Hellenische Wurzeln	105
17 Kulinarische Wurzeln	114
18 Kulturelle Wurzeln und ihre variable Morphologie	126
19 Die christlichen Wurzeln des Abendlandes	132
Anhang	
Die christlichen Wurzeln im Statut der Region	
Venetien	137
Anmerkungen	140

Prolog

Die Rückkehr der Tradition

Seit einigen Jahrzehnten erleben wir überall in Europa eine Wiederbelebung der Tradition. Aber auch in vielen außereuropäischen Ländern gewinnt die Tradition als Gegengewicht zu einer befürchteten Verwestlichung eine – oft dezidiert politisch und ideologisch geprägte – neue Wertschätzung.

Es scheint, als habe der wirtschaftliche, technologische und soziale Fortschritt eine Hinwendung zur Vergangenheit und ein neues Interesse an Traditionen allgemein mit sich gebracht. Freilich wäre es viel zu einfach, darin eine pauschale Absage an die Kultur der Moderne zu sehen. Das Gegenteil ist der Fall. Zumindest die Europäer scheinen die Annehmlichkeiten der neuen Technologien und die größere Freizügigkeit voll und ganz zu genießen. Wie viele Italiener oder Deutsche, die heute ihre Traditionen, ihre lokalen Dialekte und alten Rezepte, die christliche Kultur und so weiter hochhalten, würden diesen Werten zuliebe darauf verzichten, am Samstagabend in einen Klub zu gehen, um dort Drogen und Alkohol zu

konsumieren, die ihren Eltern und Großeltern völlig unbekannt waren; zu tanzen, wie es sich ihre Vorfahren niemals hätten träumen lassen; und im Morgengrauen mit Verkehrsmitteln und in einem Zustand nach Hause zurückzukehren, die mit Tradition wenig zu tun haben? Die Vermutung liegt nahe, dass dieses neu erwachte Interesse an der Tradition tiefere Ursachen hat und für mehr steht als nur für die Ablehnung des sozialen und kulturellen Wandels. Tatsächlich deutet vieles darauf hin, dass es sich um eine Reaktion nicht auf die Moderne allgemein handelt, sondern auf einen bestimmten Aspekt unserer Epoche: die zunehmende Homogenisierung von Ländern und Kulturen.

Schon der oberflächliche Blick des Touristen erkennt, dass die Unterschiede zwischen Italien, Spanien, Frankreich und anderen europäischen Ländern, aber auch den Vereinigten Staaten heute sehr viel weniger ausgeprägt sind als noch vor fünfzig oder hundert Jahren. Ähnliches gilt für die Unterschiede zwischen westlichen und nicht-westlichen Staaten. Vielleicht liegt hier der Grund für die neue Wertschätzung von Vergangenheit und Tradition: Sie bilden in vielen Fällen das letzte Bollwerk der Differenz. Wenn man in Paris und in Rom auf Flughäfen landet, die sich in nichts voneinander unterscheiden, wenn auf den Straßen überall die gleichen Autos fahren und auf dem Gehsteig überall dieselben Handyklingeltöne zu hö-

ren sind – wo liegt dann noch der Unterschied zwischen diesen beiden Städten? Oder anders gefragt: Wo liegt der Unterschied zwischen *uns* und *ihnen*? Die Antwort lautet: In der Vergangenheit. Es ist die Kathedrale Notre-Dame, die uns die identitätsstiftende Differenz vermittelt, es ist der Fluss Po, es sind die unzähligen mythologisch verbrämten Orte eines Landes,¹ die religiösen Bräuche, die Sprache oder der Dialekt unserer Väter und Mütter, Großmutter Rezepten. Die Vergangenheit rekonfiguriert sich quasi als Ort einer Gruppenidentität, und das ist durchaus nicht unproblematisch, wie wir gleich sehen werden. Auf der einen Seite also sind wir zunehmend mit der Anpassung an die Gegenwart beschäftigt, wie sie uns von Handys, Kleidung und Musik, Unterhaltungsindustrie und technologischem Fortschritt vorgegeben wird. Auf der anderen Seite möchten wir gern anders sein und richten daher unseren Blick auf eine Vergangenheit, die sich in den unterschiedlichsten Orten und Traditionen manifestiert. Wir leben in einer (realen) Welt der zunehmenden Homogenisierung und schaffen uns eine (imaginäre) Welt der Differenz.

Diesem Rückgriff auf die kulturelle Vergangenheit liegt jedoch ein zweiter Impuls zugrunde, den man als Ergänzung und Kehrseite des ersten verstehen kann: Die Hinwendung zur Tradition hat ihren Grund nicht nur in der wachsenden Homogenisierung, sondern auch im An-

derssein der anderen. Ich meine die zunehmende Präsenz von Migranten in Italien und in Europa allgemein. Wir vermögen in diesen Menschen kaum etwas anderes zu sehen als fremde Identitäten, die tief in ihrer eigenen Tradition verwurzelt sind. Natürlich stimmt das nicht in diesem Ausmaß, und es gilt keineswegs für alle. Die Sache ist viel komplizierter. Doch allein die Tatsache, dass diese Menschen eine andere Hautfarbe haben, eine andere Sprache (oder unsere Sprache mit einem ungewöhnlichen Akzent) sprechen und eine andere Religion praktizieren, beschwört sofort das Bild anderer »Sitten und Gebräuche«, von denen ihr Leben geprägt zu sein scheint. Selbst wenn ein Afrikaner ein Universitätsstudium absolviert hat (in seinem eigenen Land oder in Frankreich), selbst wenn er mehrere Sprachen spricht und Europa weitaus besser kennt als die meisten Bewohner der Toskana oder der Lombardei:² Seine Hautfarbe, sein Akzent, seine soziale Stellung als Einwanderer, der auf der Straße T-Shirts verkauft, drücken ihm den Stempel einer Stammesidentität auf, einer islamisch oder von anderen, fernen Traditionen bestimmten Identität. Die *Differenz* ruft fast automatisch die Vorstellung einer (anderen) *Tradition* auf den Plan. Alterität, und sei sie noch so oberflächlich oder vermeintlich, drängt – auch wenn sie nicht ausdrücklich verurteilt oder verspottet wird – immer zum Nachdenken über die eigenen kulturellen Fundamente.

Und die Reaktion ist: Nicht nur die anderen, auch *wir* haben eine Tradition und eine Identität, die es zu verteidigen gilt.

Aus all diesen Gründen lohnt es sich, darüber nachzudenken, was es mit dieser komplexen und häufig widersprüchlichen Rückkehr zur Tradition auf sich hat, die wir heute in vielen Bereichen des Alltagslebens beobachten. Besonders deutlich lässt sich dieses Phänomen an Schlagworten wie Identität, Erinnerung und vor allem Wurzeln verfolgen, die häufig mit der Tradition verknüpft werden.

Teil I

GEGEN DIE WURZELN

Wurzeln und Identität

Tradition und Identität werden in unserer heutigen kulturellen Debatte so oft miteinander verknüpft, dass man meinen könnte, die kollektive Identität – die Identität einer bestimmten Gruppe – liege unmittelbar und ausschließlich in der Tradition begründet. Tatsächlich herrscht die weitverbreitete Vorstellung, Identität basiere auf Tradition. Man denke nur an die vehemente Ablehnung insbesondere der muslimischen Einwanderung und die Beschwörung eines angeblich drohenden kulturellen Wandels. Wenn maßgebliche Stimmen aus Kultur und Politik vor einer islamischen Bedrohung warnen, einen Einwanderungsstopp für Menschen aus muslimischen Ländern fordern und für eine Einwanderung von Menschen aus christlichen Ländern plädieren, so ist das einerseits ein Zugeständnis an Ängste, die durch gewalttätige Formen des zeitgenössischen Islam in der Öffentlichkeit geweckt werden; andererseits ist es ein Appell, die eigenen, christlich geprägten Traditionen zu bewahren und zu schützen. Ein Anwachs-

sen islamischer Gemeinschaften, so die Befürchtung, gefährde automatisch unsere Identität als Deutsche und als Italiener, als Europäer und als Bürger westlicher Staaten. Diese Abwehrhaltung manifestiert sich neuerdings sogar in Straßenschildern. Am Eingang der kleinen norditalienischen Gemeinde Pontoglio, zwanzig Kilometer von Brescia entfernt, wurde unter dem Ortsnamen und dessen Dialektbezeichnung Pontoï ein Schild angebracht mit der Aufschrift: »Dies ist ein Ort der abendländischen Kultur und der tief verwurzelten christlichen Tradition. Wer nicht bereit ist, diese Kultur und die lokalen Traditionen zu respektieren, wird aufgefordert, unsere Stadt zu verlassen.«¹ Die Urheber dieses Textes gehen offenbar ganz selbstverständlich davon aus, dass Identität ein Produkt von Traditionen ist. Sie schreiben der Vergangenheit – oder vielmehr bestimmten aus der Vergangenheit überkommenen Formen der Kultur und des Denkens – die Macht zu, uns zu sagen, »wer wir heute sind«.

Und in gewisser Hinsicht ist das nicht einmal falsch. Es ist offenkundig, dass die Tradition, in die wir uns einfügen – die Sprache, die wir als Kinder lernen, die uns von unseren Eltern übermittelten Ernährungsgewohnheiten, unsere Denkweisen, unsere Reaktionen, ja sogar unsere Gestik –, für unsere Persönlichkeitsbildung eine maßgebliche Rolle spielt. Und weil bestimmte Gepflogenheiten von vielen Menschen geteilt werden, tragen sie auch dazu

bei, die kollektive Identität der Gruppe zu festigen, zu der diese Menschen gehören, und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu schaffen, auch wenn dieses Zugehörigkeitsgefühl nicht bei allen gleich stark ausgeprägt ist. Auch wird niemand bestreiten, dass unser kulturelles Wissen Denk- und Sichtweisen einschließt, die wir aus der Vergangenheit ererbt haben: in Form von Institutionen, Vorstellungen und Begriffen, ganz zu schweigen von den großen Werken der Literatur (von Vergils *Aeneis* bis zu Dantes *Göttlicher Komödie*), deren Lektüre uns mit früheren Generationen verbindet.²

Dies bedeutet allerdings keineswegs, dass wir nur die Wahl hätten, entweder dazuzugehören oder ausgeschlossen zu bleiben; entweder passive Träger einer traditionellen Identität zu sein oder Individuen, die jede Verbundenheit mit der Gemeinschaft leugnen, deren Sprache und Kultur sie teilen. Wie Tzvetan Todorov schrieb, gilt es, »die fruchtlose Gegenüberstellung zweier Konzeptionen zu überwinden: hier das abstrakte, frei schwebende Individuum, das außerhalb der Kultur existiert, dort das in seiner kulturellen Gemeinschaft gefangene Individuum«.³ Wenn es ein Charakteristikum der Kultur gibt, dann ist es doch gerade ihre Fähigkeit, sich zu verändern und sich im Laufe der Zeit zu wandeln. Der menschlichen Spezies anzugehören bedeutet zuallererst, dass man die Fähigkeit und Möglichkeit zur Veränderung besitzt.

Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf das zu werfen, was wir »Geschichte« nennen. Gehen wir für einen Moment davon aus, dass unsere moderne Demokratie ein Erbe Athens ist, wie ja immer wieder behauptet wird. Wir werden später genauer darauf zurückkommen; jetzt wollen wir uns lediglich fragen: Sind wir wirklich dieselben Menschen, haben wir wirklich dieselbe Kultur wie diejenigen, die an der *Ekklesia* teilnahmen, der Volksversammlung in den Städten des antiken Griechenlands? Doch sicherlich nicht, denn sonst wäre die Ausübung der Demokratie heute noch auf die männlichen Erwachsenen beschränkt, auf die Söhne von Eltern, die Vollbürger einer Stadt sind. Frauen, Metöken (Fremde ohne Bürgerrecht) und Sklaven waren ausgeschlossen. Und das Sklavendasein, wie Aristoteles es beschrieb,⁴ würden wir heute schwerlich als etwas Naturgegebenes betrachten. Obwohl also die kulturellen Unterschiede zur Vergangenheit gewaltig sind, wird heute immer nachdrücklicher behauptet, dass nur das, was wir (angeblich) waren, uns Auskunft darüber geben kann, wer wir heute sind. Als besäße die Tradition die Macht, die Konturen unserer kollektiven Identität in Stein zu meißeln.

Ein gutes Beispiel für diese Sichtweise ist eine Rede von Marcello Pera, damals Präsident des italienischen Senats für die Partei Forza Italia, beim Freundschaftstreffen

der katholischen Bewegung *Comunione e Liberazione*.
Hier eine zentrale Passage:⁵

Unser moralisches Fundament sind unsere Traditionen [...] Unsere Geschichte, die Geschichte Europas und des Westens, ist jüdisch-christliche und griechisch-römische Geschichte. Wir kommen von drei Bergen: dem Sinai, Golgatha und der Akropolis. Und wir haben drei Hauptstädte: Jerusalem, Athen und Rom. Das ist unsere Tradition. Hier sind unsere Werte entstanden. Ohne die mosaischen Gesetze, ohne das Opfer Christi hätten wir nicht das moralische Empfinden, das uns alle – Gläubige wie Nichtgläubige – zu Brüdern in Gleichheit und Mitgefühl macht. Ohne die philosophische Vernunft der Griechen und ohne das Völkerrecht der Römer hätten wir nicht die Denkweisen, von denen unsere öffentlichen Institutionen getragen sind. Ich weiß, dass wir einen weiten Weg zurückgelegt haben, seit wir von diesen Bergen herabstiegen sind und diese Hauptstädte verlassen haben, auch dank anderer bereichernder Einflüsse. Aber von hier sind wir ausgegangen, genährt von dem, was wir hier gelernt haben, und überzeugt, dass die Richtung des Weges hier vorgezeichnet ist. Wer diese Ursprünge leugnet, verrät seine Geschichte und verliert seine Identität. Und das dürfen wir nicht zulassen.

Peras Position ist unmissverständlich: Die Identität hat ihren Ursprung in den (jüdisch-christlichen und griechisch-römischen) *Traditionen* und lässt sich an bestimmten mythologisierten *Orten* festmachen: Monumenten des kulturellen Gedächtnisses wie dem Sinai, der Akropolis und Golgatha. Oder auch Jerusalem, Athen und Rom.

Der Kausalzusammenhang, der hier zwischen Tradition und Identität hergestellt wird – Identität als das *Ergebnis* von Tradition –, leitet sich unmittelbar aus jenen Metaphern ab, die heute auch in der Alltagssprache für diesen Sachverhalt verwendet werden. Wenn es um die kulturelle Tradition einer Gruppe oder eines Landes geht, taucht besonders häufig das Bild der *Wurzeln* auf. Das sind unsere Wurzeln, sagt man. Das sind somit »wir«. Viele werden sich noch an die lange und manchmal erbittert geführte Diskussion darüber erinnern, ob man in die Präambel der europäischen Verfassung einen Satz über die christlichen (oder jüdisch-christlichen oder antik-christlichen) Wurzeln Europas einfügen sollte. Das Bild des Baumes und seiner Wurzeln sollte unterstreichen, wie eng nach Ansicht der Verfechter dieser These die europäische Kultur mit dem Christentum verflochten ist.⁶ Die Metapher der Wurzeln taucht in einer weiteren Rede des Politikers und Philosophen Marcello Pera auf, dem dieses Thema seinerzeit ein besonderes Anliegen

war. Erneut geht es um die Beziehung zwischen Identität und Tradition, diesmal explizit in das Bild der Wurzeln gefasst:⁷

Es stimmt, wir stammen auch von anderen Städten ab. Von Dantes Florenz, Galileos Pisa, Newtons Cambridge, Kants Königsberg, Spinozas Amsterdam, Rousseaus Genf, Freuds Wien und von vielen anderen Orten, aus denen unsere großen Väter hervorgegangen sind. Die Geschichte hat uns vermischt, aber diese Mischungen wurden auf ein und denselben *Stamm* mit ein und denselben *Wurzeln* aufgepfropft. *Die Pfröplinge haben den Baum bereichert, aber es sind die Wurzeln und der Stamm, die den Ästen und Blättern des Baumes Nahrung gaben.* Wenn wir definieren wollen, wer wir heute sind, und verstehen wollen, warum wir so sind und nicht anders, müssen wir sagen, dass wir Kinder oder ferne Abkömmlinge Jerusalems, Athens und Roms sind. Es spielt also keine Rolle, dass wir uns vermischt haben. Entscheidend ist unsere gemeinsame Genealogie. Und noch entscheidender ist, dass wir uns dessen bewusst sind.

Die Metapher des Baumes und seiner Wurzeln taucht, gleichfalls im Kontext der Identität, auch im Bildungsmanifest der Privatschule Bosina auf, einer von der Lega

Nord inspirierten Einrichtung, die 1998 in der Provinz Varese gegründet wurde. Darin heißt es:

Menschen sind wie *Bäume*. Wenn sie keine *Wurzeln* haben, sind sie wie Blätter im Wind. Und die Kinder sind *Samen*, die Nahrung aus der Erde benötigen, in der sie leben, um hundertjährige Eichen zu werden, die den Stürmen des Lebens trotzen, weil sie fest im Boden verankert sind.⁸

Zu den Publikationen, die den Begriff der »Wurzeln« schon im Titel führen, zählen die von Roberto de Mattei herausgegebene Monatszeitschrift *Radici cristiane*, der Band *Le radici classiche dell'Europa* von Vittorio Mathieu und die vor ein paar Jahren in der katholischen Tageszeitung *Avvenire* veröffentlichte Homilie des Patriarchen von Konstantinopel, Bartholomäus I., mit dem Titel *Le radici classiche e cristiane dell'Europa*.⁹ Man könnte die Liste beliebig fortsetzen. Wie man sieht, spielen die Wurzeln in der zeitgenössischen Identitätsmetaphorik eine zentrale Rolle. Das Bild der Wurzeln wird aber natürlich auch in einem neutraleren, weniger emphatischen Sinn verwendet und hat, wie gesagt, sogar in die Alltagssprache Eingang gefunden. Doch Metaphern sind nichts Neutrales, sie besitzen für unsere Wahrnehmung der Realität eine prägende Kraft. Sie sind nicht nur Ornament, sondern ein

wirkmächtiges Erkenntnisinstrument.¹⁰ Das gilt auch für die Wurzelmetapher, die jedem Diskurs über Identität und Tradition eine starke suggestive Kraft verleiht, und zwar aus einem einfachen Grund: In einem so abstrakten Bereich wie der Philosophie und Anthropologie und ihrer Begriffsbildung besitzt das Bild von den Wurzeln den Vorzug unmittelbarer Anschaulichkeit und kann daher eine komplizierte Argumentation ersetzen. Das möchte ich anhand der antiken Rhetorik erläutern.

Wie man mit Metaphern Autorität konstruiert

In *Über den Redner* schrieb Cicero:

Jede Übertragung [Metapher] [...] spricht die Sinne selbst an, am meisten die Augen, den schärfsten Sinn [...] Die Ausdrücke, welche den Gesichtssinn anregen, sind viel lebhafter; sie stellen fast vor unser geistiges Auge, was wir nicht wahrnehmen und sehen können.¹

Kein Mensch hat jemals die eigene Tradition gesehen, geschweige denn die eigene Identität. Wurzeln dagegen hat in seinem Leben jeder schon einmal gesehen. In einer Debatte über die Tradition hätte selbst der eingefleischteste Traditionalist Schwierigkeiten, zu sagen, was genau er mit der »wahren« Tradition der Gruppe eigentlich meint und worin diese abstrakte Tradition für ihn konkret verkörpert ist. Dasselbe gilt für das, was wir als Identität bezeichnen. Und deshalb wird die ganze Problematik gern

auf die metaphorische Ebene verlagert, indem man den Zuhörern nur das Bild der Wurzeln vor Augen führt. Wie Cicero sagt, stellt diese Übertragung oder Metapher »vor unser geistiges Auge, was wir nicht wahrnehmen und sehen können«.

Woher aber kommt diese Schwierigkeit, die eigene Tradition exakt zu bestimmen? Aus der Antike ist uns dazu eine emblematische Geschichte überliefert. Die Athener hatten eine Gesandtschaft nach Delphi geschickt, um dem Orakel eine Frage zu stellen, die uns auch heute noch aktuell erscheint. Sie wollten von Apollo wissen, welche sakralen Zeremonien (*religiones*) sie bewahren sollten und welche nicht. Der Orakelspruch lautete: *eas quae essent in more maiorum*, »diejenigen, welche bei den Vorfahren Brauch gewesen sind«.² Das Orakel rät also: »Haltet euch an eure Tradition.« Das ist die Bedeutung von *mos maiorum* in der römischen Kultur. Die Athener kehrten nach Hause zurück. Als sie jedoch über die Antwort des Orakels nachdachten, beschlossen sie, den Gott noch einmal zu befragen. »Als sie nun abermals dorthin kamen und sagten, der Brauch der Vorfahren habe sich oft geändert, und als sie dann fragten, welchen Brauch sie denn aus dieser bunten Fülle besonders befolgen sollten, da gab er zur Antwort: den besten.«³

Eine tautologische Antwort, die jedoch eine tiefe Weisheit offenbart. Einfältig war allenfalls die Frage. Denn wie

kann man nach dem wahren Brauch der Vorfahren, nach der wahren Tradition fragen? Niemand ist imstande, die wahre Tradition, den wahren Brauch der Vorfahren zu benennen, und zwar aus einem einfachen Grund, den die Athener natürlich kannten: »Der Brauch der Vorfahren hatte sich im Laufe der Zeit oft geändert.« Deshalb konnte das Orakel auch nur an das Urteilsvermögen der Fragenden appellieren. Sie sollten mit ihrem gesunden Menschenverstand selbst entscheiden, welches »die beste« Tradition ist, und sich daran halten. Wäre das Orakel weniger weise, dafür aber rhetorisch beschlagener gewesen, hätte es den Athenern geantwortet: »Haltet euch an eure Wurzeln.«

Aber warum hat die Rede von den »Wurzeln« eine so starke suggestive Kraft? Die Metapher ist sehr alt. Sie wurde schon von den Griechen und Römern benutzt – nicht nur, um den Ursprung oder die konstitutiven Elemente einer Sache zu bezeichnen,⁴ sondern insbesondere auch die geografische Zugehörigkeit und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. So nennt der griechische Dichter Pindar die Stadt Kyrene (im heutigen Libyen) »die Wurzel von Städten«, weil zahlreiche weitere Kolonien aus ihr hervorgegangen sind. Und Cicero schreibt über Gaius Marius, er sei »aus denselben Wurzeln hervorgegangen wie wir«: aus Arpinum, Ciceros Geburtsort.⁵ Aber lassen wir die Altherwürdigkeit dieses Bildes (man könnte sagen, es ist in un-

serer Kultur »fest verwurzelt«) beiseite und kehren zur antiken Rhetorik zurück, um die besondere Wirkmächtigkeit von »Wurzeln« zu verstehen.

Wie der Rhetor Tryphon darlegte,⁶ gebührt von den vier Arten von Metaphern derjenigen ein herausragender Platz, die *apó empsúchon epí ápsucha* (»vom Belebten zum Unbelebten«) verläuft und Attribute des Lebendigen auf Dinge oder Vorstellungen überträgt, die absolut nichts Lebendiges an sich haben. Wenn man also so abstrakte Begriffe wie »Tradition« mit dem Bild der »Wurzeln« beschreibt, vollzieht man genau diese Bewegung: Man geht »vom Belebten zum Unbelebten« und verlebtigt etwas, das eigentlich gar nicht lebendig ist. Auf diese Weise wird die Tradition sozusagen in die natürliche Ordnung eingegliedert, und das Gewicht dieser Ordnung verleiht dem Begriff automatisch seine Legitimation. Denn wer könnte es wagen, der Natur zu widersprechen? Wurzeln liegen tief in der Erde, dem Ort, aus dem alles hervorgeht und zu dem alles zurückkehrt. Die Wurzeln geben dem Baum Halt und Stütze, vor allem aber leiten sie die lebenswichtigen Nährstoffe an Stamm, Äste und Blätter weiter. Mit dem Bild der Wurzeln und damit des Baumes⁷ wird also auch die Tradition zu etwas biologisch Ursprünglichem, das in der Erde verwurzelt ist: zu etwas, das stützt und nährt. Und wen? Uns natürlich, unsere Identität. Die determinierende Verknüpfung von Tradi-

tion und Identität gewinnt auf diese Weise eine Kraft, die unmittelbar aus der organischen Natur stammt. Wenn ein Baum genau dieser Baum ist, weil er sich aus genau diesen Wurzeln entwickelt hat, dann sind *wir* deshalb *wir*, weil wir uns aus den Wurzeln unserer kulturellen Tradition entwickelt haben. In gewisser Hinsicht ist es, als gebe es für dieses *Wir* gar keine andere Möglichkeit. Lässt man sich von dieser Metapher leiten, gelangt man unweigerlich zu dem Schluss, dass unsere Identität von unseren Wurzeln determiniert ist, von der Tradition, zu der wir gehören.

Diese Metapher besitzt aber nicht nur die Kraft des Lebendigen, sie besticht auch deshalb, weil die Wurzeln eine bestimmte Position innehaben: eine Position, die erst im Vergleich mit den anderen Teilen des Baumes Bedeutung gewinnt. Anders als Stamm, Äste und Blätter liegen die Wurzeln unten, an der *Basis*. Und damit wird das metaphorische Paradigma des Baumes unmerklich, aber nicht weniger zwingend mit dem semantischen Feld dessen verknüpft, was *grundlegend* ist. Dieses Adjektiv wird bei der Definition oder Bestimmung eines Phänomens häufig für das verwendet, was bedeutsamer und charakteristischer erscheint als anderes.⁸ Wenn man einer Sache etwas zugrunde legt, es als Basis für etwas anderes nimmt, so entsteht zwischen beiden sofort eine hierarchische Beziehung: Das eine gewinnt den Rang des Be-

deutsameren. Es ist die Vorbedingung, das Primäre, auf das sich das andere stützt.⁹ Folglich sind die Wurzeln als Basis des Baumes nicht nur stark und lebendig, sondern auch *grundlegend*. Mit der metaphorischen Verknüpfung von Wurzeln und Tradition wird also die Tradition nicht nur zu etwas biologisch Notwendigem, sondern auch zum *Fundament* der Erfahrung und Identität eines Menschen. Wer sagt, wir hätten christliche Wurzeln, meint unausgesprochen, dass das Christentum *das natürliche und notwendige Fundament* unserer Kultur ist.

Überflüssig zu sagen, dass die Baummetapher darauf abzielt, ein Dispositiv der Autorität zu konstruieren, das seine Kraft aus so starken semantischen Kernen wie Leben, Natur, biologische Notwendigkeit oder hierarchische Ordnung bezieht. Wenn man bestimmte Epochen der Kulturgeschichte auf Kosten anderer auswählt – Jerusalem und Athen, aber beispielsweise nicht das Paris der Aufklärung – und im Bild der Wurzeln darstellt, schreibt man ihnen eine Autorität zu, die aus der Natur, der biologischen Notwendigkeit, dem hierarchisch bestimmenden Fundament stammt.¹⁰ Ist dieses Dispositiv der Autorität erst einmal etabliert, gibt es nur eine Konsequenz: Die mit der Wurzelmetapher beschworene kulturelle Identität wird auf die ganze Gruppe ausgedehnt, ohne Rücksicht auf den Willen der Einzelnen. Denn kann etwa ein Ast beschließen, dass er nicht zu dem Baum gehören will,

dessen Wurzeln er doch teilt, oder sogar, dass er gar kein Ast sein möchte? Ist man erst einmal in einer bestimmten Tradition »verwurzelt«, wird es unmöglich, die eigene kulturelle Identität selbst zu bestimmen. Man kann sich nur noch in dem wiedererkennen, was andere für einen konstruiert haben. Und dennoch: Wenn Voltaire schreiben konnte, dass »alle Menschen mit dem natürlichen Recht geboren sind, ihr Vaterland selbst zu wählen«, wird man umso mehr sagen können, dass alle Menschen mit dem natürlichen Recht geboren sind, ihre Kultur selbst zu wählen.¹¹ Wenn man allerdings im Einflussbereich der Privatschule Bosina lebt, deren Programm zufolge »die Kinder Samen sind, die Nahrung aus der Erde benötigen, in der sie leben, um hundertjährige Eichen zu werden«, wird es schwer sein, sich nicht mit der »padanischen Kultur« zu identifizieren, in die diese Samen/Kinder gepflanzt werden.